



Peter Priskil
Der verdrängte Humanismus
Ahriman Verlag 2019
228 Seiten, € 17,80
ISBN: 978-3-89484-836-1

Das Buch ist zumeist flüssig, mitunter auch unterhaltsam geschrieben und die Lektüre weckt durch den spürbaren Eifer des Autors für sein Thema die Neugier des Lesers. Der Verfasser versucht den Humanismus der Renaissance-Epoche aus dem Schatten seiner in den vergangenen Jahrhunderten wiederholt eingetretenen und gelegentlich sogar strategisch beabsichtigten „Verdrängungen“ zu lösen und für seine Aktualität zu werben. Aus seiner weitgehend ungeniert subjektiven Sicht auf das Thema macht er keinerlei Hehl – im Gegenteil: Immer wieder werden Sätze, die sich zunächst auf einen objektivierbaren Tatbestand zu beziehen scheinen, angefüllt mit persönlichen Werturteilen – nicht selten an der Grenze des guten Geschmacks. So bezeichnet er Novalis als den „größten Finsterling der deutschen Romantik“ (S. 17); er lobt

– nicht ohne ein gewisses Ressentiment gegenüber der verbreiteten Skepsis in dieser Sache – anerkennend die Analyse der gescheiterten Bauernerhebungen in Deutschland aus der Feder von Friedrich Engels und empfiehlt sie als ergiebig für eine historische Bearbeitung der Epoche der Renaissance aus wirtschafts- und sozialhistorischer Perspektive (S.19). Er äußert dabei die Vermutung, dass die „Ergatterung eines Lehrstuhls“ (S. 23) nur gelinge, wenn man bereit ist, sich der weitverbreiteten Anerkennungsverweigerung gegenüber der Renaissance als einer genuinen Epoche in der europäischen Geschichte anzuschließen – eine besonders leicht zu widerlegende Behauptung.

Natürlich ist es keineswegs zu beanstanden, sich engagiert für die Authentizität der Renaissance als Epoche einzusetzen. Thesen wie diejenige des Kulturhistorikers Johan Huizinga, demzufolge die Renaissance eine kulturhistorische Erscheinung gewesen sei, die das Ende des Mittelalters eingeläutet habe, bilden die Front, gegen die der Autor häufig und gelegentlich auch heftig polemisiert. Einzuräumen ist, dass ähnliche Meinungen, wie die Huizingas, hin und wieder noch heute von eminenten Forschern vertreten werden, aber sie haben an Einfluss und an Repräsentativität verloren: Die Renaissance hat den Kampf für ihr Leben und gegen ihre Beerdigung längst für sich entschieden, und zwar ohne dass dafür Jacob Burckhardts große Verdienste am Ende entscheidend gewesen wären.

Vielmehr wurde die integrierende Bedeutung des Humanismus in seiner ganzen historischen, länder- und disziplinübergreifenden Komplexität von mehreren Forschergenerationen erkannt und bis heute dient sie den unterschiedlichen Forscherpersönlichkeiten – wie Oscar Kristeller, Ernst Cassirer, August Buck, Eugenio Garin oder Eckart Kessler – seit dem ersten Drittel des 20. Jahrhunderts als evidenter ‚Beweis‘ für die epochale Authentizität der Renaissance. Charakteristisch für sie alle ist, dass keiner von Ihnen das besondere Profil der Epoche primär oder gar allein aus ihrer Kunstentwicklung erklärt hat, sondern aus der

originären Erfindung und meisterhaften Anwendung einer Reihe von innovativen Fertigkeiten: zu nennen wären die Text-Philologie und die Editions-Kunst, sodann die Kompetenz für die Ausbildung kritischer Methoden der Erschließung historischer Quellen und schließlich die langfristig wirksame Verankerung der *studia humanitatis* in den Bildungsinstitutionen der Zeit. Der Humanismus galt ihnen allenthalben als die mächtige Bewegung, deren historische Bedeutung in der kulturellen Prägung und in ihrer Funktion als organisierendes Prinzip einer ganzen Epoche inzwischen unbestritten ist.

Der Autor sieht unter Berufung auf Friedrich Engels in den damaligen sozialen Erosionen und Veränderungen, wie der zunehmenden Selbstbehauptung des Bürgertums gegen den Feudalismus, eine Erklärungsgrundlage für die Entstehung des Humanismus. Abgesehen davon, dass reduktionistische Versuche dieser Art, die den historischen Materialismus und seine Geschichtsphilosophie zur alles erklärenden Matrix der Geschichtsschreibung machen wollen, inzwischen etwas Reaktionsäres an sich haben, entlasten sie keinesfalls von der Voraussetzung, wissen zu müssen, über welche Künste, Kompetenzen und Meisterchaften ein Humanistà – Urbild des humanistischen Gelehrten – verfügte, um durch sein Wirken für eine langfristige Verankerung der neuen humanistischen Studienfächer, und damit eo ipso für die Begründung und Verstetigung des „Humanismus“ sorgen zu können. In jedem Fall zählen die zuvor aufgezählten Fertigkeiten und Kompetenzen dazu, ergänzt um die Herausbildung innovativer Methoden der historischen Forschung („Humanistische Geschichtsschreibung“), an der Niccolò Machiavelli maßgeblich beteiligt war. Ihm ging es um beides: die Autonomisierung der Politik gegenüber vorpolitischen Ideologien, Moraltraditionen und religiösen Vorbehalten und um die Legitimation seiner politischen Ziele in Theorie und Praxis durch historische Beispiele. Machiavellis Bedeutung für den Prozess der Politisierung der gesamten Lebenswelt und zugleich der Humanisierung der Politik ist kaum zu überschätzen.

Soziale Veränderungen, wie die Herausbildung eines selbstbewussten Stadtbürgertums, waren eine Folge, nicht aber die Ursache der kulturellen Evolution des Humanismus. Die Befreiung der Literatur aus ihrer mittelalterlichen Zensur setzte mit Petrarca ein und es war entscheidend, dass damit eine Dynamik verbunden war, für die es zwar auch vergleichbare Vorläufer im Mittelalter gab – Kurt Flasch wird nicht müde, darauf zu verweisen, dass im Mittelalter, etwa im Werk Dietrich von Freibergs, eindrucksvolle Belege zu finden sind, die Handlungsprinzipien und Lebensideale vorstellen, wie man sie gewöhnlich erst der europäischen Aufklärung zuschrieb. Unbestritten ist aber auch, dass die mit Petrarca aufgekommene geistige Autonomisierung und Kreativität über Jahrhunderte – etwa bis zur Reformation – kein Einzelfall war, sondern mit flächendeckender Wirkung nicht nur den Raum eroberte – parallele Entwicklungen ereigneten sich in mehreren bedeutenden Ländern Europas gleichzeitig, sondern auch die Zeit: die Geschichte wurde entdeckt als der Weg und die Methode, durch kreatives Handeln die Zukunft zu erzeugen. Es war der „Petrarcismus“, der einen Leonardo Bruni prägte und durch seine kompetente Lenkung erhielt die befreiende Erschließung geistiger Welten der Antike Methode. Die *studia humanitatis*, die – anders als der Autor es weiß – den Leitbegriff „Humanitas“ teils von Cicero, teils von Dante hernahmen, sorgten durch ihre Institutionalisierung für eine tiefe Verankerung dieses Prozesses im Bürgertum: Der Humanismus stiftete politische Emanzipation, nicht umgekehrt.

Wer wissen will, welche Vorgänge diese Zeit zu einer authentischen Epoche machten, möge die Formen der Beschäftigung mit der Antike – etwa die Platon-Edition eines Marsilio Ficino – vergleichen mit denen des christlichen Neuplatonismus, oder Petrarcas Cicero-Verständnis mit Augustins *Hortensius*, oder die Rezeption Ciceros bei Machiavelli mit derjenigen des Erasmus von Rotterdam – oder schließlich die Schule des aristotelischen ‚Materialismus‘, die Schule von Padua – allen voran Pietro Pomponazzi – mit der konventionellen Aneignung der Werke des Aristoteles in der Scholastik und bei Thomas von Aquin. Der

Unterschied wird auf diese Weise evident: Renaissance ist nicht Wiedergeburt der Antike, schon gar nicht Wiederholung oder Nachahmung, wie man beispielsweise im *Ciceronianus* des Erasmus lernen kann. Renaissance ist Überbietung der Antike, Neuschöpfung und Weiterführung – ein Projekt, das durch den Namen Renaissance zu bescheiden beschrieben ist und das unter dem programmatischen Titel Humanismus als geistige Emanzipation, die auf der Bühne der Künste ihre Sinnbilder kreierte, historische Erfolge feierte. Der Humanismus war auch ein Ethos, das in der Aufklärung neu ausgerichtet wurde. Dieses Ethos gewann seit Dante über Petrarca und Pico della Mirandola bis zu Erasmus von Rotterdam ein zunehmend verschärftes Profil durch die permanente Privilegierung der Menschenwürde (*dignitas hominis*). Das Projekt startete also nicht erst zu Beginn des 15. Jahrhunderts, wie der Autor meint, sondern selbstverständlich spätestens zu Beginn des 14. Jahrhunderts (Petrarca wurde wahrscheinlich 1304 geboren).

Das Buch möchte es anders machen als alle anderen und indem der Autor sein ganz persönliches Bild vom Humanismus vorstellt, entgegen seiner Ankündigung in der Titelei aber keinen verdrängten Humanismus wieder ans Licht holt, gelingt ihm das auch. Da das Buch zu diesem Zweck einen großen Bogen um die reichhaltige Forschung der vergangenen hundert Jahre, insbesondere um die historischen Vergleiche zwischen den Umgangsweisen mit der Antike im Mittelalter einerseits und in der Renaissance andererseits macht, kann man beruhigt davon ausgehen, dass niemand auf den Gedanken kommt, so leicht sei der Renaissancehumanismus zu haben. Die schematische Gegenüberstellung der beiden Epochen anhand einer Liste von begrifflichen Gegensatzpaaren – ohnehin ein fragwürdiges Darstellungsmittel zur Erhellung historischer Prozesse – führt entsprechend in die Irre (S. 174). Zentrale Antinomien wie Autorität auf der linken (Antike im Mittelalter) und Kritik auf der rechten Seite (Antike in der Renaissance) oder auch Gnade und Autonomie fehlen.

Das letzte, reguläre, Silvio Piccolomini gewidmete Kapitel vor dem „Vorläufigen Resümee“ ergänzt die erwähnten Unzulänglichkeiten um eine Reihe von Unzumutbarkeiten: So wird die kombinierte Zuschreibung von „Humanist und Theologe“ als „dissonant“ qualifiziert und mit derjenigen von „Humanist und KZ-Wärter“ analogisiert (S. 167). Eine Reihe von Kurzschlüssen ergänzen die peinliche Blütenlese. So nimmt die nachdrückliche Wiederholung der Behauptung, der Satz vom Menschen als Maß aller Dinge enthalte die „Kernforderung des Humanismus“ (S. 190), der unverhohlenen Werbung des Autors für einen am Ende angedrohten Folgeband glücklicherweise jede Wirksamkeit. Kein eminenter Humanist war ein Anhänger des Protagoras. Und nicht einmal die relativ harmlose, auf die erkenntnistheoretische Geltung beschränkte Anwendung des ihm zugeschriebenen Homo-Mensura-Satzes wurde in der Renaissance von namhafter Seite propagiert. Zu gut waren die maßgeblichen Platoniker der Renaissance vertraut mit der Widerlegung des Protagoras in Platons gleichnamigem Dialog und insbesondere in den *Nomoi*, die keine Freikarte für eine Gleichsetzung von Humanismus und Selbstherrlichkeit zulässt.

Enno Rudolph